Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 43

Artikel: Die Jugendkönigin [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648612

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 43 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

24. Oktober 1936

Die goldene Stadt. Von Walter Dietiker.

In Sommertagen stand die Stadt Umbauscht von grünen Bäumen. Des Lichtes voll, der Sonne satt, Stand sie in goldnen Träumen.

Geruhsam reifte süsser Wein An Hängen und Emporen. Und Aehren sogen Sonne ein Auf Feldern vor den Toren. Im Herbste beut sie nun das Brot Auf blütenweissen Tischen Und ihre Weine, gelb und rot, In laubverhängten Nischen.

Wohl dem, der sich die Stadt erkor — Doch lange währt die Reise, Und dem nur öffnet sie das Tor, Der stille ward und weise.

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Boßhart.

Der Bruder der Mutter, ein Schulmeister, hatte an einem Sonntag auf der Lore Besuch gemacht. Das Bild fiel ihm in die Sande, und da er, wie sein Beruf es mit sich brachte, von lehrhafter Art war, begann er die Schön= heiten des Bildes, eine nach der andern, herauszudüfteln. Abeli schmiegte sich an ihn heran und unterbrach seine Betrachtungen mit den kindlichen Worten: "Sag', Onkel, wer ist denn der Bub' da mit Bogen und Pfeil?" Die Mutter lächelte und weidete sich an der verlegenen Nase, die ihr Bruder dem neugierigen Mädchen fast ins Gesicht stedte. "Das ist der Tod", sagte er endlich, da ihm keine schickliche Art einfiel, dem zehnjährigen Rind von Liebe zu sprechen. Er war glücklich, auf diesen Ausweg geraten zu sein. Das Mädchen aber lachte: "Das ist ja gar nicht wahr; der Tod ist ein Knochenmann und hat eine Sanduhr in den Sänden." Der Lehrer, wenn er einmal im Wasser war, verstand zu schwimmen und ließ sich nicht verblüffen: "Das verstehst du nicht, Adeli. Sieh, es gibt drei Tode: einen für die Alten, das ist der, den du kennst; einen für die Männer und Frauen, der sieht aus wie ein Kornmäder und trägt eine mächtige Sense in den Händen; und endlich gibt es einen Tod für die Jungen, das ist der da hinter dem Rosenbusch. Welchen von den dreien möchtest du nun?" fuhr er scherzend fort. Adeli wies mit dem Finger auf den lieblichen Anaben mit dem frausen Saar, den zierlichen Füßen und runden Sändchen.

"Ja, ja", lachte der heimlich schlimme Onkel, "den haben die jungen Leutchen freilich am liebsten." Er machte ein pfiffiges Gesicht und alle Anwesenden, mit Ausnahme der Mutter, fanden, er habe sich trefflich aus der Patsche gezogen, und stimmten in sein Lachen ein. Abeli schrieb die muntere Unterhaltung sich zugute und kam sich recht wikig vor. Sie schloß das Bild von da an dankbar ins Herz und stellte sich oft und lange davor. Eines Tages bat sie die Mutter, ihr das Blatt zu schenken, und erstaunte nicht wenig, als ihr die Bitte sogleich gewährt wurde. Seit jenem Sonntagabend hatte die Mutter immer ein Unbehagen empfunden, wenn ihr Blid auf den in ihren Augen vergewaltigten Wandschmud fiel. Sie war eine frankliche und empfindsame Frau, und es hatte sie geschmerzt, Liebe und Tod so durcheinander geworfen zu sehen. Sie hegte, wie fast alle Leidenden, in einem verborgenen Winkel ihres Bergens eine verzehrende Sehnsucht nach Liebe, um die sie an der Seite ihres nüchternen Mannes zu furz gekommen war, und fühlte, daß dieses Sehnen nie gestillt wurde, daß es auch ihr Los sei, einem jungen Tod anheim zu fallen. Rein Wunder, daß sie den Mahner gerne aus ihrer Stube entfernte. Abeli nagelte das Bild über ihrem Bette an die Wand, schrieb darunter mit Bleistift "Junger Tod" und so hing es noch dort, etwas vergilbt und mit Finger= spuren am Rand. Jest freilich nach Jahren hatte das Bild für sie nicht mehr den alten Sinn: sie wußte, was mit dem Rnaben gemeint war, und befand sich auf besten Wegen, zu erfahren, wie seine Pfeile tun; darum aber wurde das Blatt nur um so bedeutsamer für sie. Es ging ihr wie der

2

Mutter: in ihrem Geiste verbanden sich Jugend, Liebe und Tod miteinander und das gab ein so geheimnisvoll anziehendes Gemenge, daß das zum Weib ausreifende Mädchen sich ganz darin sing. Die rätselhaften Regungen und Uhnungen, Hoffnungen und Befürchtungen und Sehnssüchte seines Alters fanden sich alle in dem Vilde versteckt und gaben der suchenden Phantasie Nahrung.

Abeli hatte sich wieder so tief in den Stich oder besser in sich selbst versenkt, daß sie ihre Schwester nicht eintreten hörte und zusammenfuhr, als sich Mathilde neben sie auf den Bettrand setzte.

"Du hast wieder in das Bild hineingeträumt", sagte Mathilde, "tu" das nicht mehr, Kind."

Abeli wich aus und seufzte: "Wenn nur die Mutter noch da wäre!"

"Ja, wenn die Mutter noch lebte", wiederholte die Schwester, "dann käme die zweite Maschine nicht ins Haus! Du mußt aber nicht meinen, ich habe sie verlangt. Glaub' mir's, ich habe in der Fabrik nie ein Wort davon gesagt. Da hat er darum geschrieben."

"Ich glaub' es dir gern. Aber nun mußt du mir helfen!"

Mathilde fuhr der Schwester mit der Hand über das braune Haar und sann und fand keinen Ausweg; alle Mittel scheiterten an dem harten Kopf des einen, sie wußte es wohl.

"Du fennst unsern Bater", sagte sie endlich kleinlaut.

"Wir wollen die Maschine zerschlagen", meinte die Rleine mutig, "die deine auch, dann ist's zu Ende mit dem Rasseln und dem Schmierölgeruch, und du mußt nicht mehr das schwere Brett treten und von morgens früh dis abends spät Fäden knüpsen!"

"Rleine Närrin!"

"Bör", heut' abend, als wir heimgingen, hat er gesagt, ich werde am Fest die Schönste von allen sein."

"Wer?"

"Ach, tu' nicht so! Du weißt es ja schon!"

"Müllers Wilhelm?"

"Ja, der redet immer so nichtsnutziges Zeug. Aber fein wär's doch! Eine Müllerin muß keine Maschine treten."

"Du bist ein dummes Ding mit deinen sechzehn Iahren!" schalt Mathilde. Sie spürte Lust, der Kleinen den
Kopf zurecht zu setzen, ihr zu sagen, daß sich in Schönau
nicht die Menschen, sondern die Aeder heiraten, die großen
unter sich und die kleinen unter sich. Aber an diesem Abend
brachte sie es nicht übers Serz, hart zu sein.

"Du wärst auch schön", schmeichelte Abeli, "wenn der Rasselstuhl nicht wäre. Der ist ein böses, verhextes Wesen, der macht dich so bleich, und die Stubenluft, der Oelgeruch und das Lampenlicht helsen ihm. Nein, nein; ich lasse micht in die Stube einsperren! Und auch du mußt wieder loskommen!"

Sie sprang, von einem Gedanken emporgeschnellt, auf: "Ich geh' hinunter, ich will mit ihm hadern. Er ist nur so, weil niemand wagt, ihm unter die Zähne zu treten. Dh, ich will es ihm heraussagen! Es soll kesseln!"

"Nein, laß mich sorgen, du verdirbst alles", bat Masthilde und vertrat der Kleinen den Weg. "Leg' dich zu Bett; ich will mit ihm sprechen."

Adeli ließ sich bereden und Mathilde stieg hinab. Ihre ungleichen Tritte verhallten auf der Treppe, eine Türe freischte und dann drang die Zwiesprache herauf: Mathildens furze Bitte, die noch fürzere, grollende Antwort, und so wechselten die hohe und die tiefe Stimme eine Beile miteinander ab, immer lauter und heftiger werdend. Bald jedoch merkte die Lauscherin oben, daß die dumpfe Stimme das Feld behauptete, während die helle schüchtern und immer schüchterner wurde und endlich verstummte. Run kam eine namenlose Angst über Abeli. Bis jest hatte sie nie recht an die zweite Maschine geglaubt, jest ward ihr klar, daß es im Ernst gemeint war. Sie sah das Ungeheuer durch den Hausflur in die Stube wadeln, langsam und gespenstig, drin an der Wand seinen Plat nehmen und nach ihr gloten und starren, bis sie von dem Blid bezwungen sich hinstellte, den Fuß auf das Trittbrett setzte und so dem unheimlichen Tier Leben und Bewegung gab. Und sie bliebe im Banne des Ungetüms, bis ihr Rüden frumm und ihre Wangen blaß sein würden, wie die der Schwester. Sie stieß ein Gebet heraus: "Herrgott, laß mich grad bleiben!" Sie wollte hinzufügen "und schön"; aber sie empfand ben Gedanken in diesem Augenblid als Sunde und unterdrudte ihn.

Mathilbe trat wieder ein, noch zerbogener als zuvor. Sie wagte kaum, ihre Schwester anzusehen, und suchte nach Worten, ihr das Mißlingen ihres Bittganges mitzuteilen.

"Ich weiß alles", sagte Abeli tapfer, "wir wollen jeht schlafen." Und sie legte sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, hastig nieder, um bald die Augen schließen zu können. Mathilbe sah, wie die Tränen unter ihren Lidern sich drängten und durch die zusammengepreßten Wimpern hervorquoslen. Sie setzte sich auf den Kand des Bettes und blieb so, bis sie an dem leichter gewordenen Atem merkte, daß der Schlafüber die Kleine gekommen war.

Nun schossen auch ihr die Tränen hervor. "Ja, ja, es wird so kommen, sie wird elend werden wie ich, und ist jett so schön, so schön!"

In der Rammer nebenan stand derweil der Lorenbauer am Fenster und schaute auf das Dorf hinab, über dem der helle Bollmond stand. Der Streit mit Mathilde hatte ihm den Schlaf verjagt. Sie hatte ihm Särte, Geiz Grausamkeit vorgeworfen und er brauchte Zeit, um das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Das Gefühl, er versündige sich an den Rindern, und der Gedanke, nachzugeben, fuhren ihm einen Augenblid durch den harten Ropf; aber nur einen Augenblid. Heini-Joggel gehörte nicht zu benen, die sich untreu werden, und in seinem Sause duldete er keinen Willen neben dem seinen. Er war habgierig, gewiß, aber dessen schämte er sich nicht; er war vielmehr stolz darauf, wenn er es auch niemand sagte. Der Geiz war in seinen Augen eine Art Lebensprinzip und eine Tugend. Er hatte ihn von seinem Vater übernommen, der ihm auf dem Sterbebette die Richtung fürs ganze Leben vorgezeichnet hatte.

"Dein Großvater", so hatte der Sterbende zu ihm geredet, "wohnte drunten im Dorf, im schönsten Haus. Essteht noch und trägt unsern Namen in einem Balken über der Haustüre. Er ist durch die Schlechtigkeit seiner Nachbarn und durch seine Gutmütigkeit um Haus und Habe gestommen. Verspottet und verachtet zog er auf den mageren Lorenhof und ließ sich, um nicht verhungern zu müssen, zum

Gemeindeförster wählen. Aber die Seinis Joggel gehören nicht auf die Lore! Wir dürfen nicht ruhn, dis wir uns gerächt haben und wieder mitten im Dorf sichen, woher wir kamen. Drum halte deine Saschen zusammen und schinde dich, wie ich mich geschunden habe, und gerät es dir nicht, so gerät es vielleicht deinem Sohn. Versprich mir's, so mag ich ruhig sterben."

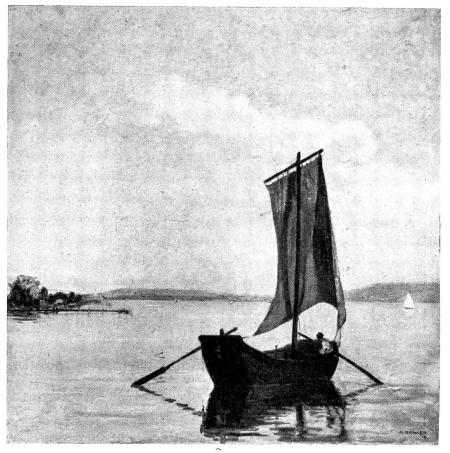
So der Alte. Für den Jungen aber wurde der Geiz, den die Natur vorsorg= lich schon in ihn gepflanzt hatte, die Erfüllung eines Gelöbnisses. Die Sabsucht war bei ihm nicht jenes zwecklose, selbst= qualerische, hähliche Lafter armseliger Geelen; sie war ein Familiengesetz, ein be= ständiges Opfer für die Spätern, so we= nigstens redete es sich der Förster ein. Er lebte nicht eigentlich sein eigenes Leben und sorgte nicht für sich selber, er be= trachtete sich nur als Vater eines Sohnes, der wieder einen Sohn und einen Sohnes= sohn haben würde, und mit dieser Rette rechnete er, wie im Grund jeder Bauer. Denn wie sonst wurde einer einen Baum pflanzen oder einen Wald anlegen, der vielleicht erst seinem Enkel nüten wird?

Heini=Joggel jagte also nach Geld, auf ben mühsamen und wenig ergiebigen Wesen, die seiner kärglichen Natur entspras

den, und wer an seinem Tische saß und aus seinen Schüsseln aß, der mußte bei dieser Jagd mittun. Ging er aber draußen im Wald unter den Bäumen dahin, die sein Großwater und sein Bater gehegt hatten, da mochte es dem nüchternsten aller Gemeindeförster geschehen, daß er zu träumen begann. Er sah einen Heinis-Joggel von der Lore mit stolzem Gang und erhobenem Haupt ins Dorf hinuntersteigen, den Fuß in das schönste Haus des Fledens sehen, und zu den Nachbarn sagen: "Da bin ich wieder!" Er sah ihn vor die Gemeinde treten und ihr mit kurzer Gebärde das schlechtbezahlte Försteramt vor die Füße wersen: "Da nehmt euern Bettel!"

Der Seini-Joggel hatte sich in seinem Leben nur einmal verrechnet, unverzeihlich, damals, als er sich zum zweiten Male verheiratete und die junge Nähterin des Dorfes, ein schönes, aber zartes Mädchen, heimholte. Die andern Burschen waren an ihr vorbeigegangen, weil sie ihnen für ihre großen Söse und schweren Kärste nicht dienen konnte; er dagegen hatte sich gesagt: "Sie schneibert nach der Sochzeit weiter, bringt mir täglich Geld ins Haus und mein Lebensplan wird der ihre sein." Aber in der Jimmerluft, bei dem rastlosen Bücken über Röcken, Jacken und Henden, bei dem lieblosen Leben sing sie an zu kränkeln und hinzusiechen. Jeht lag sie schon sumachen, waren die beiden Töchter nach ihr geartet oder ausgeartet.

Noch nie hatte er das deutlicher empfunden als jett, und er hatte die beiden Mädchen, und fast hatte er die



Marxer: Ruhendes Boot.

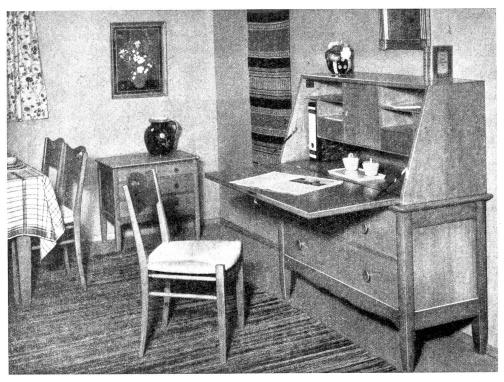
Mutter unterm Erdboden. Seine ganze Hoffnung stand auf zwei Augen, denen des Sohnes.

"Ja, der soll es einmal zu Ende führen, er hat, gottslob, die Art dazu; aber helfen müssen wir ihm alle, da heißt es, sich beugen oder brechen. Sich beugen oder brechen, Abeli! Ich kann in Gottes Namen nicht helfen! Ich hab's meinem Bater gelobt und er soll zufrieden mit mir sein, wenn ich einmal zu ihm hinüberhinke!"

Damit war er für diesen Abend mit sich im reinen. Er warf einen letzen Blick durchs Fenster, und seine Augen verschlangen noch einmal die breiten, mondbeschienenen Däscher der Scheunen, die so viel Reichtum und Wohlfahrt zusbeckten. Dann warf er sich schwer aufs Bett.

II.

Am folgenden Tag, einem glitzernden Auffahrtsfeste, hauste der Mißmut auf der Lore und füllte das düstere Haus bis zum Giebel. Kein Wunder, daß die beiden Schwestern am Nachmittag die beklemmenden Wände und die Geslichter der Männer flohen, um sich unter einem blühenden Apfelbaum ins Gras zu sehen, von wo der Blick auf das Dorf und das dahinterliegende, blühende Land frei war. Sie redeten nicht viel und verstanden sich doch, in jenem stummen Einverständnis zweier Wesen, die unter einem gemeinsamen Druck stehen und ihm trohen möchten. Ein wehmütiges und fast sühes Gefühl kam über sie, da sie sich in ihrem Fürchten und Denken und Hoffen so einträchtig wußeten, und wie aus einem Traume hörten sie auf das muntere



"Neuland-Möbel" für eine gute Stube mit Schreibkommode. (Klischee aus der Zeitschrift Das ideale Heim.)

Schlagen der Finken in den Aesten und das Summen des sonntäglichen Dorfes zu ihren Füßen. Nach einer Weile traten auch die beiden Männer aus dem Haus und warfen sich unter einen andern Baum ins Grüne. Auch sie waren jetzt mehr als je eins in Gedanken und Gefühlen: der Bater hatte dem Sohn seinen Zukunftstraum enthüllt. Sie wußten wohl, was die beiden Mädchen sannen, und setzen dem Trotz, den sie auf zwanzig Schritt witterten, den ihrigen entgegen. So saßen die beiden ungleichen Paare und blickten in die munter bewegten Gassen hinab, die Männer mit scharfem Blick, wie Habichte, die Schwestern wie junge Singsvögel, die über den Rand des Restes in die Welt guden, von der Schnsucht zu fliegen, weit weg zu fliegen, erfüllt. Langsam verstrich der Rachmittag.

Beim Abendbrot machte Abeli, deren Gemüt von Natur zur Seiterkeit gestimmt war, den Bersuch, die Zungen zu lösen, aber sie merkte bald, daß dem Bater der Kriegs=zustand eben recht war, und so setze auch sie sich wieder eine trotige Miene auf. Gleich am andern Morgen bezannen denn auch die Feindseligkeiten wieder.

"Du hast heute deine Lehrzeit zu beginnen", redete der Alte Adeli an, sobald er ihrer ansichtig wurde. "Stell' dich an Mathildens Stuhl und laß es dir süß werden."

Er war auf Widerstand gesaßt und deshalb nicht sonderlich darüber erfreut, daß das Mädchen ihn nicht zwang,
das bereitgehaltene grobe Geschütz ins Feld zu führen. Sie
tat, wie er besahl, spannte die Seidensträhnen auf die Hel, sing an, das Trittbrett zu wiegen, indem sie abwechselnd
mit Fußspitze und Ferse darausdrücke, sah nach den zerrissenen Fäden und knüpfte sie mit spitzen Fingern zusammen,
sie hatte alles längst vom Zusehen gelernt. Als Mathilde
in mütterlicher Gesinnung herbeitam, um sie von der Arbeit
zu verdrängen, blieb die Kleine standhaft und sagte munter:

"Du sollst diese Tage einmal Wohlleben haben! Ob ich ein paar Stunden früher oder später dran muß, was liegt daran!"

"So versprich mir, mit den Füßen abzuwechseln, eine Biertelstunde mit dem rechten, eine Biertelstunde mit dem linken."

"Gut, aber du mußt mir helfen!" versetze Adeli lachend. "Sehe dich hierher, schau nach der Wanduhr und sind fünfzehn Minuten vorbei, so rufst du mir zu: Fuhwechsel, eins, zwei! Wie beim Turnen."

Mathilbe ging darauf ein, und die Mädchen machten sich aus ihrem Aerger einen Spaß, bis Adelheid von Müdigkeit befallen wurde und ihr gegen ihren Willen der Ernst zu Gesichte stieg. Sie fühlte Schmerz im Rücken oder bildete es sich ein und fürchtete, schon beginne sich ihre Schönheit in Häßlichkeit zu verkrümmen.

Am Abend war Probe für das

Jugendsest. Adeli bebten die Knie vor Müdigkeit, und ihr Geist war von der einförmigen Arbeit so stumpf, daß sie die Worte ihrer Rolle nur mühsam zusammenfand und sich manche Ermahnung gefallen lassen mußte. Auf dem Heimweg begleitete sie, wie gewöhnlich, Müllers Wilhelm, der am kommenden Sonntag die jugendlichen Heerscharen anzuführen hatte. Die beiden waren gleichaltrig, hatten jahrelang den Weg zur Schule miteinander gemacht, sich manchmal gezankt, aber häusiger wohl vertragen und schienen nun auf guten Wegen, die kindliche Kameradschaft mit der Leidensschaft zusammenzuspannen.

Wie sie, ohne viel gesprochen zu haben, bei der Sägemühle ankamen, wo die Baumskämme wie schlafende Riesen neben- und durcheinanderlagen, ließ sich Abeli auf einen derselben nieder und seufzte, sie müsse sich einen Augenblick ausruhen, ihre Füße trügen sie nicht mehr. Er, dem solche Schwäche an dem Mädchen noch nie vorgekommen war, fragte besorgt, was ihm denn sei.

"Ich kriege die nächste Woche eine Maschine und heut' hab' ich die Lehre begonnen."

"Man will dich auch an den Stuhl spannen?" begann er zu wettern. "Das ganze Dorf hält sich darüber auf, daß ihr den einen nicht schon längst zerschlagen habt, und nun soll ein zweiter in eurer Stube rasseln. Areuz, Donner und Sagel!" Es ging ihm wie Adeli, er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß die Kameradin bei dieser Arbeit, wie ihre Schwester, zum Krüppel würde, und diese Borstellung verursachte ihm einen Schmerz, als ob sich sein eigener Rücken zerböge.

"Dieser Stumpssinn!" hob er wieder an und ließ dann ein ganzes Hagelwetter über das Arbeiten in den Fabriken im allgemeinen und über das Seidenwinden in den Bauernstuben im besonderen los, wobei er zuweilen die Faust gegen die Lore hinaufschwang.

Nachdem er seine kräf= tigsten Worte von der Rette gelaffen, suchte er fanftere hervor. Er fing an, Adeli zu schmeicheln, spielte linkisch auf ihre Schönheit an und wie schad' es wäre, wenn daran gefündigt würde. Schließlich unternahm er es, sie gegen den Bater aufzuheten : sie solle ihm den Gehorsam verwei= gern, er felber wolle mit seiner Mutter sprechen. ob sich nicht für sie in der Mühle ein Plätchen fände. Dabei wurde er immer zärtlicher und rückte auf dem Baum= stamm näher und näher an sie heran. Abeli hörte ihm schweigsam zu, die Worte waren ganz nach ihrem Sinn und taten ihr wohl. (Forts. folat.)



"Neuland-Möbel". Wohnzimmerecke mit Couch. — Entwurf: F. Bussinger S.W.B. (Klischee aus der Zeitschrift Das ideale Heim.)

"Neuland-Möbel."

In einer landwirtschaftlichen Ausstellung sind mir die "Neulandmöbel" zum erstenmal aufgefallen. Schlicht und schön in der Form, alles wohl überlegt und preiswert. Sie sahen so ganz anders aus, als die billige Massenware, die dem Städter wie dem Landmanne etwa angeboten wird. Sie erinnerten an Großvaters währschaften, heute noch in Ehren gehaltenen Hausrat. Sie erinnern bloß daran, ohne ihn nachzuahmen. Das Eigenschaftswort "währschaft" allerdings, das verdienen sie. Es handelt sich um die "Reusland-Möbel", entworfen von F. Bussinger S. W. B. in Virna I. Meer & Cie. A. Sern.

Die "Neuland-Möbel" suchen dem Bedürfnis nach

bodenständigem Hausrat nachzukommen. Sie suchen auch unserem Geschmad zu entsprechen. Mit dem Geschmad ist es zwar eine eigene Sache. Es liegt in der Natur der menschlichen Natur, immer ein flein wenig mehr sein zu wollen, als man es in Wirklichkeit ist. Das drückt sich nicht zulett im Bestreben aus, seinen Hausrat dem Geschmad der gesell= ichaftlichen Schicht anzupassen, der man gerne angehören möchte. Darin soll kein Tadel liegen. Allein wir dürfen auch feststellen, daß die eben geschilderte Einstellung durch= aus nicht die allgemeine ist. Dank richtiger Aufklärung bricht lich doch die Erkenntnis Bahn, nicht dem Schein, sondern der Wirklichkeit zu dienen. So bemühen sich die Entwerfer und Ausführer erfolgreich, auch bei niedrigsten Gestehungskosten ein Möbel zu schaffen, dessen Charafter und praktische Berwendbarkeit den Anforderungen des Alltags und dem Sinn und Geist des Schweizers entspricht. Durch Rationalisierung werden Preisvorteile erzielt, ohne deswegen den Möbeln den Stempel eines Inpenerzeugnisses zu geben, was dem Schweizer ohnehin gegen den Strich ginge. Die Formen und die Maßverhältnisse sind bewußt etwas unbeholfen. Just diese leichte Uebeholfenheit gibt den Möbeln den naiven ländlichen Zauber.

In einfachen, einheimischen Hölzern ausgeführt, kann mit Hilfe bunter Oruck- und Handwehstoffe eine sehr ansprechende Raumwirkung erzielt werden. Sind die "Meuland- Möbel" in erster Linie für ländliche Verhältnisse bestimmt, so scheinen sie uns nicht minder am Plate in der Wohnung des Städters, der sich ohne "Hilfe" eines Abzahlungssgeschäfts einrichten will. Iedenfalls haben wir Verner allen Grund, Vestrebungen wie die der "Meuland-Möbel" nach Kräften zu fördern.

Mitteilung an die Leser der "Berner Woche".

Wir beginnen auf der nächsten Seite mit der Veröffentlichung einer umfassenden und in gewissem Sinne aktuellen Darstellung des Lebens und der Taten des im stadtbernischen Volksmund sagenhaft fortlebenden Generals Lentulus, dessen Toedestag sich im Dezember zum 150. Male jähren wird. Es sind u. a. Dokumente und Aufzeichnungen aus dem Staatsarchiv Vern und aus der Handsschriftensammlung der Stadtbibliothek Vern, die in diesem auch kulturgeschichtlich interessanten und lesbendigen Lebensbild erstmals zur Veröffentlichung gelangen.

Wir gebenken, diese wertvolle Arbeit auf Weihenachten als hübsche illustrierte Broschüre herauszugeben — daher auch der ungewöhnliche Sah, der dann für das Büchlein verwendet werden soll. Interessenten bitten wir, sich gefl. schon heute meleden zu wollen, damit es ihnen gleich nach Erscheinen zu einem mäßigen Preis zugestellt werden kann.

Die Redaktion.